

Illustrirtes Sonntagsblatt

Beilage zum
„Rheingauer Beobachter“.

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Eltville.
Verlag von Edwin Sorge's Buchdruckerei, Eltville a. Rh.

Thimms Töchter.

Roman von J. Peister.

(Fortsetzung.)

10

Nachdem sich Rut eine Weile die Kosen betrachtet hatte, sagte sie leise: „Es hat sie noch kein Sturm zerrüttet. Und dann, warum bist du eigentlich so gut zu mir, Schwager?“

Er lachte sie an. „Warum sollte ich wohl böse zu dir sein, Rut? Ich wüßte keinen Anlaß. Ich bin zu Glück und Besitz gekommen, ohne eigenen Verdienst, wie im Traum — dafür habe ich doch wohl mindestens die Verpflichtung, gegen meine Mitmenschen anständig und zuvorkommend zu sein.“

Ihre Lippen zuckten, ihre Lider feuchteten sich. „Du bist mehr wie das — du bist gütig.“

„Verkenne mich nicht, Rut, das bißchen Gerechtigkeitsgefühl gegen andere, das habe ich mir durch inneres Erleiden erworben. Im übrigen schlepe ich mich mit einem ganzen Pack Fehler herum. Agnes wußte davon in ihrer Brautzeit ein Lied zu singen. Jetzt darf ich mich freilich damit trösten, daß sich der Phantast von früher, von Tag zu Tag mehr zum Wirklichkeitsmenschen entwickelt. Je zufriedener ich mich fühle, je praktischer werde ich.“

Rut, die sich nun aufmerksamer umsah, fand, daß er sich in Bezug auf seinen praktischen Sinn wohl noch einiger Selbstenttäuschung hingab. Die Neuerungen, die er getroffen hatte, waren gewiß an sich aufs beste ausgeführt, standen jedoch zu den ihm verfügbaren Mitteln sicherlich in bedenklichem Verhältnis. Auf halbwegs ausgleichende Einnahmen war wohl vor Jahren nicht zu rechnen. Wie sie das überdachte, freute sie sich des ihr zugefallenen Gewinnanteils, als eines heimlichen Sorgenbrechers, zum erstenmale so recht von Herzen.

„Bitte. Rut, wirf auch einen Blick in unsere Wirtschaftsgebäude. Das da ist die Futtertenne; es sieht noch etwas mager aus um die Vorräte. Der Raum hier träumt von ein paar netten Schimmeln oder Füchsen; vorläufig muß er sich leider

noch mit einer Kaninchenkolonie begnügen. Aber schau, hier, unsere zwei Milchlieferantinnen, von Liese trefflich betreut, und dort die glatten Brunzer, die uns für den Winter mit Fleisch versorgen werden. Spürst du, was ich vorhabe, Rut?“

Sie nickte, schwach lächelnd. „Du willst nach und nach ein kleines Mustergut aus dem Besitz machen. Ich wünsche recht Gelingen!“

„Danke, Rut. Und ich wünsche dir echten Heimatsfrieden bei uns.“ — — —

Nachher suchte Rut Agnes allein zu sprechen. Das war nicht so leicht zu erreichen, da die Schwester ihr geflissentlich auswich. Endlich fügte die junge Frau sich dem geduldigen Willen der Älteren. Ja, sie sprach sie selbst an. „Was willst du von mir? Um Abschied zu nehmen, suchst du mich doch wohl nicht auf, da du dich inzwischen ja anders besonnen hast.“

„Du scheinst zu wollen, daß ich gehe.“

Agnes hob Geräte vom Küchentisch, die sie garnicht brauchte. „Du mußt selbst wissen, was du zu tun hast“, antwortete sie unliebenswürdig.

„Ein Versprechen an den sterbenden Vater hält mich, Onkel Wendekrons Wunsch, Ewas Zärtlichkeit und deines Mannes Güte. Das alles macht mich machtlos vor dem eignen Willen.“

„Om — wirklich?“ Die junge Frau riß sich den Gürtel von der weiten Kleiderschürze ab, legte ihn wieder um und riß ihn wieder ab.

Ruts Blick wurde immer dunkler, immer fragender. „Macht dein Glück dich so nervös, Agnes?“

„Ach — was geht dich mein Glück an? Um das kümmerst du dich nur nicht. Das müßte ich mir sehr verbeten.“

„Agnes, Agnes! Du drückst mir ja die Klinken in die Hand mit deinem Wesen — Nach den letzten Tagen jetzt sollten wir uns doch wohl wieder näher gekommen sein innerlich.“



Entthüllung des Hindenburg-Denkmal
in Stallupönen.

„Nun, ich lege dir doch nichts in den Weg.“ Agnes fühlte, daß sie ihre böse Verstimmung eindämmen müsse, oder es kam schließlich zu einer Szene, die sie sich selbst hätte schwer vergeben können. „Was willst du eigentlich?“

„Was ich bei dir zu finden hoffte, das hast du mir nicht zu geben, das fühle ich traurig deutlich. So bleibt nur noch das eine: mit dir festzustellen, wie sich unser Zusammenleben gestalten soll.“

Agnes zuckte die Schultern. „Das hast du doch in der Hand — Vorschriften lassen sich da nicht machen. Unterhaltung wirst du bei Onkel und Eva suchen müssen, da Edart und ich ziemlich beschäftigt sind. Kommt dir Langeweile, so bist du durch dein Vermögen ja in der Lage, sie dir jederzeit vertreiben zu können.“

„Du mußt seltsame Vorstellungen darüber haben, was ich noch vom Leben erwarte.“

„Es kann niemand dem anderen ins Herz sehen.“

Nut sah ein, hier wurde ihr heute keine Bräute geschlagen, die zum Strand Heimatsfrieden führte. Es hieß die Zähne zusammenpressen und bessere Laune abwarten. Stumm verließ sie die Küche.

Wie ein wandelndes Marmorbild durchschritt sie den Hausgang; ihr Blick hing an den Fliesen; ihre vollen Lippen umsuchten Trost und Trauer. Im Flur erreichte ein warmer Sonnenstreifen ihr blaßes Gesicht. Das war wie eine heimliche Liebkosung: schau' auf, Nut!

Sie tat es — und sah in ein paar Männeraugen, deren Ausdruck so nachdenklich ernst und so voll unverhohlener Ueberraschung war, daß sie unwillkürlich schwach errötete und in dem hellen Lichtstrahl, der sie verklärte, stehen blieb.

Nun grüßte der Fremde, hastig den Hut lüftend. Sein Kopf war wohlgeformt, seine Züge adelte ein kluger Wille. Man bemerkte es nicht gleich, daß er klein war und etwas verwachsen. „Günther Bonell“, stellte er sich vor. „Ich möchte Herrn Dunkel sprechen.“

„Er kommt eben dort über den Hof.“ Nut wies nach dem Flurfenster hin.

Er wandte sich nicht um, der seltsame Mensch. „Sind — sind Sie seine Frau?“ hastete er halblaut.

„Ich bin seine Schwägerin.“

„Ich danke Ihnen —“ es klang wie traumverworren.

Nut wich nach der Treppe hin zurück, sich befangen musternd: habe ich vielleicht etwas Auffälliges an mir?

Da lächelte der Fremde wie ein gutherziger Junge, der sich einer Unhöflichkeit oder Belästigung schuldig fühlt, und lehnte sich zögernd Edart zu, der eben die kleine Freitreppe hinaufsprang.

Nut verschwand rasch in das obere Stockwerk. Aus den zu ihr heraufliegenden Worten wurde sie gewahr, daß sich da unten zwei Freunde begrüßten.

Sie hatten sich Jahre lang nicht gesehen, die zwei, hatten sich nur ab und zu ein paar flüchtige Zeilen geschrieben. Nun, da Edart Dunkel, vom Geschick begünstigt, ernstlich damit begann, ein zufriedener und praktischer Mensch zu werden, war es ihm in den Sinn gekommen, Günther Bonell, der in einer Nachbarstadt als Ingenieur

tätig war, dringend einzuladen, ihm einmal das Vergnügen eines Wiedersehens schenken zu wollen. Und da Günther Bonell sich gerade ohne Stellung befand und ohnehin gesonnen, eine Reihe freier Tage mit Reisen auszufüllen, so kam er der Einladung des halb und halb schon ver-gessenen Freundes nach.

Die Freude über den unerwarteten Besuch — Bonell hatte sich nicht angemeldet — äußerte sich bei Dunkel so laut und lebhaft, daß Agnes erregt herbeigeeilt kam.

Ihr Mann lachte belustigt. „Meine Frau denkt, ihrem Gesicht nach, an einen Ueberfall oder Einbrecher.“ Er schob den Freund vor sie hin. „Nicht steif sein, Agnes, bitte — einen lieberem Gast könnte ich mir garnicht wünschen.“ Und er begann eine scherzhaft Lobrede auf den Freund.

„Willkommen —“ die junge Frau drückte Bonell die Hand und lächelte mit verzogenen Lippen. Sie lebte nervös vor-törichter Eifersucht. Ihr junges Eheglück schien ihr wie von heimlichen Feinden bedroht.

„Mir ist, ich kam doch ungelegen“, befürchtete Bonell. „Hier ist wohl Trauer im Haus?“

„Wir beerdigten heut' unseren Vater“, berichtete Agnes kurz, ungastlich.

Bonell stieß einen laut impulsiven Bedauerns aus. „Edart, wäre das Wieder-sehn da nicht besser an anderem Ort zu feiern gewesen?“

„Ich bitte dich, Günther —! Merkst du nicht, wie ich mich freue, Mensch? — Da herein marschierst —“ er öffnete die Tür zum Wohnzimmer. „Agnes, du besprichst dich wohl inzwischen mit Diefie wegen des Abendbrotes.“

Drinnen ging es an ein gegenseitiges eifriges Erzählen. Bonell machte es kurz, da ihn angeblich nichts weniger interessierte als Angelegenheiten des eignen Lebens. Eine wunderliche Zerstreuung beherrschte ihn. Schluß seiner fragmentarischen Berichte bildete die Mitteilung, daß er nur noch zwei Monate in Europa bleibe, da sich ihm im Ausland eine äußerst lohnende Stellung geboten habe.

„Nur noch zwei Monate hier? — Günther, davon schenke mir einen Teil; ja? du bist so erfahren in allem, du kannst mir viel nützen hier. Sage nicht „nein“, Günther.“

„Wenn es deinen Damen recht ist —“ „Allemaal ist's ihnen recht. Also du sagst meine Schwägerin Nut vorhin schon?“

Bonell nickte. Nut —! Der Name klang ihm wie nach Rätsel und Geheimnis. Unruhig sprang er auf. „Du wolltest mir ja deinen Garten zeigen, Edart.“

Dunkel war sehr gern bereit dazu. Er erntete jedoch, in seiner Rolle als Führer, ziemlich Enttäuschungen. Bonell zeigte eine recht nervöse Art, die, wie nach noch besserem suchend, an allen Dingen vorüber sah und nichts eingehend besprach.

Eva kam ihnen von ungefahr in den Weg; ein ungemeiner Liebreiz ging von ihr aus. Alles ringsumher fragte nach ihrem Vater, und sie hatte so viel zu tun mit Züniden und leisem Beschwichtigen. Dunkel machte den Freund auf sie aufmerksam. „Schau' her — das kleinste

Blättchen vom Schweifern-Dreibleebblatt Thimm — unser Sonnenringelchen, Geflügelmütterchen und Märchenhort.“

Die Kleine knickte, lächelte zutraulich — und hielt im nächsten Augenblick dem Fremden ihren eben gesammelten Blütenstrauß hin; „Da — bitte.“

„Ei, Eva, das heißt aber rasch Freundschaft geschlossen —“ neckte der Schwager sie. „So kenne ich dich ja noch garnicht.“

„Er hat so gute Augen“, entschuldigte sie schüchtern flüsternd ihr impulsives Tun, und lief rasch davon.

„Ein liebes Ding“, sprach Bonell hinter ihr drein, pflichtete sich etwas grünes Laub und widelte es um die Blütenstiele, damit sie in seiner warmen Hand nicht zu sehr zu leiden hatten. „Du bist zu beneiden, Edart — hast Tag um Tag so viel Anmut und weibliche Besonderheit um dich.“

„Man gewöhnt's“, scherzte Dunkel. „Aber, sieh' her, meinst du nicht, ich nehme den ganzen Fleck da für eine Spargelanlage?“

„Sie machte sich erst in drei Jahren bezahlt. Du fängst wohl am besten mit Kulturen an, die sich bald rentieren. Wo nimmst du eigentlich deine Hilfskräfte für den Garten her?“

„Ein älteres Ehepaar hilft aus so oft es not tut; der Mann gräbt um, die Frau jätet. Du siehst mir bedenklich aus, Günther. Bitte, rechne und kalkulierte nicht; es hat noch keinen Zweck. Jetzt heißt's erst Opfer bringen — das Verdienen kommt später.“

„Rechnen?“ Bonell lächelte halb und strich sich über die Stirn. „Es ist heut' etwas in mir, das mit nüchternen Zahlen nichts anzufangen wüßte. Ich dachte an —“ er stockte. Dann meinte er: „du — deinem Schwiegervater muß das Scheiden von seinen Kindern recht schwer geworden sein?“

„Nicht so schwer, wie du meinst, Günther — er war seit längerer Zeit gemütskrank und lebte ohne Interesse für die Seinen hin.“

„Das hat wohl deine schöne Schwägerin so ernst gemacht?“

Edart sah ihm prüfend in die erregt glänzenden Augen. „Gewiß“, gab er verschlossenen Antwort, und kam auf anderes.

Das Abendbrot nahm man wieder in der geräumigen Laube ein. Nut hatte dazu nicht erscheinen wollen, innerlich wund wie sie durch das lange, fast feindliche Gespräch mit Agnes noch war. Doch Onkel Wendekron, der annehmen mochte, die Anwesenheit des Fremden könne sie wieder für längere Zeit der kaum aufgegebenen Einsamkeit überantworten, suchte sie auf und bedrängte sie, mit ihm zu kommen.

Da gab sie nach.

„Kind, könntest du nicht erst noch rasch eine weiße Bluse anlegen? Weiß trauert ja auch. Agnes und Eva haben sich, dem Gast zuliebe, umgekleidet, damit ihn das düstere Schwarz nicht störe.“

„O, Onkel — ich — nein. Bitte, nimm mich so mit oder garnicht.“

„Nun, so komm' nur wie du bist. Quälen will ich dich nicht, Nut.“

Wundervoll war es im Freien. Der Goldglanz der sinkenden Sonne vergaube alles; jeder Haalm lachte und duftete. Bonell fühlte all die Frühsommerschön-

heit wie etwas ihm ganz Neues, noch nie in so eindringlicher Art Erlebtes. Er war wortkarg vor Gefühlsüberdrang. Der Hausherr und Wendekron hatten es nicht allzu leicht, eine zwanglose Unterhaltung im Gange zu halten. Agnes nahm daran in zu steifer Weise teil und Rut garnicht. Wie eine Fremde sieht sie hier, dachte Bonell; wie eine Fremde aus einem Lande, das die anderen nicht kennen, und dem sie nachtrauert. Er sah ihr gegenüber; seine Blicke vermieden es, ihr lästig zu fallen, strichen immer neben ihr vorüber, und empfanden doch alle Einzelheiten ihrer Erscheinung mit merkwürdiger Deutlichkeit. Eine wunderliche Sucht war in ihm, sie lächeln sehen zu können. Einmal zuckten ihre Lippen über eine halbe Bemerkung Evas; da hielt er unwillkürlich den Atem an, als wolle sich ihm etwas ganz Besonderes offenbaren. Er fühlte es bald heraus, daß sie hier eine eigene Stellung einnahm; etwa so, als sei sie körperlich oder seelisch schwer krank gewesen, leide noch und sei jeder Anrede und jedem Versuch, sie aus ihrer traurigen Gefühlswelt herauszulösen, gegenüber, schmerzhaft empfindlich. Ihr Onkel und das flachshaarige Schwesterchen schienen es noch am besten mit ihr zu verstehen. Er nahm sich vor, recht bald die Freundschaft der beiden suchen zu wollen.

Dunkel ging in das Haus, um Zigaretten zu holen; Agnes räumte das Geschirr auf die Platte und folgte ihm nach. Im Hausflur trafen sie sich.

„Hast du eigentlich Migräne?“ fragte ihr Mann sie, in mehr scharfem wie schonendem Ton.

„Ach, nein — Migräne nicht.“

„Nun, dann sei, bitte, anders; du mußt auf Günther sehr ungastlich wirken. Ich möchte ihn doch recht lange hier festhalten.“

Die junge Frau setzte das in ihren Augen störende Geschirr weg. „Na, ja — man muß sich eben daran gewöhnen — den ganzen Tag hat man nichts von dir.“

„Unsinn, Agnes — — Schau' in den Spiegel — diese Laune steht dir garnicht.“

„O — ich weiß es längst, daß ich dir nicht hübsch genug bin.“

Er stampfte mit dem Fuße auf. Dann lachte er, sah umgestimmt. „Ach, Dummheiten! — Soll ich dir beweisen, daß ich noch zu küssen verstehe?“

Sie preßte sich in seine Arme, zuckend vor törichter Selbstpein. „Ich kann mein Glück mit niemand teilen — ich kann nicht! Ich hab' mir's zu schwer errungen.“

„Soll das heißen, es habe dich zu viel gekostet?“ er machte sich frei von ihr.

„Nein, Edart,“ sie rang die Hände gegen ihn — „versteh' mich doch nicht so falsch!“

Erkehrte ihr den Rücken zu und betrat das Wohnzimmer. Seine stumme Empörung war recht gut gespielt und glückte völlig. Demütig und fügsam wie eine Magd wurde sie noch allemal, wenn sie annahm, sie habe ihn gekränkt und er könne ihr ernstlich grollen. —

Wendekron und Bonell unterhielten sich inzwischen in der Laube über das Land, in das der Gast zu gehen gedachte. Sie kannten es beide nur aus den Schilderungen einiger Reiseschriftsteller; um so mehr

beteiligte sich darum ihre Phantasie an dem Gespräch. Je lebhafter es wurde, je febrilischer glänzte ein Unruhlicht in Ruts Augen. Sie maß ihr zerschlagenes, beengtes Leben an dem des jungen Mannes, und litt schlimmer denn sonst.

Onkel Wendekron nickte ihr ernst zu. „Ja, ja, Rut, die Welt ist groß und lofsend und löst in den Herzen der Jugend leicht Fernweh aus — aber die Heimat meint es doch immer am besten mit uns.“

„Möchten Sie reifen, fremde Länder kennen lernen?“ fragte Bonell begierig.

Sie schob die Weinranke weg, mit der sie nervös gespielt hatte. „Ich möchte, daß ich ein Mann wäre, arm, aber gesund, und daß ich schwer zu ringen hätte um das tägliche Brot.“

„Verzeihung — aber das ist so seltsam, als verlange es eine blühende Rose danach, ein Zaumpfahl zu sein.“

Rut erhob sich. Schmeicheleien wollte sie nicht herausfordern — o, nein! Sie lächelte trüb und schritt dem nahen Strauchgange zu.

Was ist mit ihr? forschte Bonells Blick, mit unverhohlener Dringlichkeit.

Der stummen Frage wurde keine Erwiderung; Wendekron kam auf gänzlich Fernliegendes.

Weiter und weiter ging Rut. Bei einer Gruppe Schwertlilien blieb sie stehen und drückte die verschlungenen Hände gegen das Herz. Der Fremde wird es mir noch schwerer machen, ruhig zu werden, dachte sie, noch schwerer wie Agnes es mir macht. In den Tagen, da sie den sterbenden Vater pflegte, hatte sie sich seelisch viel wohler gefühlt wie jetzt. Leben, was soll ich denn noch? Leben, was willst du von mir? Wie eine wirre Anklage rief sie ihm das zu. —

(Fortsetzung folgt.)



Der Vogelhändler.

Novelle von A. Gabor.



Alle Vögel sind schon da — — alle Vögel, alle!“

So, Kinder! So war's recht. — Nun noch einmal —

„Alle Vögel sind schon da —

Hell schallen die frischen Kinderstimmen durch die kahle Dede des Schulzimmers. Nicht wie sonst klingt es — nein, ganz, ganz anders. Sonst lauscht und wartet eins auf's andere, sie stoßen sich an und fächern in verlegener Scheu — und wenn sie schließlich zu singen anheben, klingt's matt und ausdruckslos. Aber heute sieht Herr Vohrenz am Klavier, da ist's ganz was anderes! Der ist gar nicht wie ein strenger Lehrer, nein — schon die Augen von ihm sind so lieb und lustig.

Wenn Herr Vohrenz die Gefangstunde gibt, dann ist's grade, als sei man draußen beim fröhlichen Spiel. —

Helles, warmes Sonnenlicht legt sich über die blond- und dunkelhaarigen Kinderköpfchen mit den offenen, singenden Mäulchen. Es ist die achte und siebente

Klasse der Mädchenschule, eine fröhliche kleine Gesellschaft, der Schulforgen und Mengste noch nicht viel Pein bereiten. Für Herrn Vohrenz ist's allemal ein Festtag, wenn er den nervösen Kollegen Herrn Hummel, der schon seit fünfzehn Jahren im Ainte ist, vertreten darf.

Jetzt streicht die feine, weiße Hand des noch jungen Lehrers — er ist kaum zwanzigjährig — über die leuchtende Stirn. Dunkles, volles Haar bedeckt den runden Schädel, türmt sich oberhalb des weichgeformten Gesichts zu dichtem Lockenwall; am Hinterkopf ist's glattgeschoren wie eine Bürste. Die Kinder haben schon manches Mal lebhaft darüber disputiert, warum bei Herrn Vohrenz die Haare hinten gar nicht wachsen wollen.

Seine Gestalt ist klein und schwächig. Schon hier, bei den Sieben- und Achtjährigen, hat manche seiner Schülerinnen den jungen Lehrer an Körpergröße erreicht. Namentlich Leonie Ferber scheint es darauf abgesehen zu haben, ihm so rasch als möglich über den Kopf zu wachsen.

Sie hebt jetzt die Hand mit zierlicher Anmut, reißt den Zeigefinger. Er schritt aus seinem Brüten auf. Fast hätte er ganz darauf vergessen, daß er Unterricht zu geben hat. Aber daran ist der Gesang der Kinder schuld; diese reinen, ungekünstelten Naturlaute sieghafter Lebensfreude, an's Licht drängender Lebenskraft.

„Nun, Leonie?“ fragt er gütig. Er hat eine Stimme, die so weich ist wie der Sammet von Greta Ulrichs neuem Mantel, den alle so gern mit den Händen streicheln.

„Ach, Herr Vohrenz, ich möchte das Lied mal ganz allein singen.“ —

Er nickt ihr ermunternd zu. „So tritt näher, Kind. Hier, neben mich. Und nun sing' — mach' den Mund recht schön auf.“

Leise spielt er die Weise mit, während Leonie singt, und sein Herz schlägt den Takt dazu.

„Gott — Du Großer, Gewaltiger — was schufst Du für Wunder!“ denkt er. „Die kleine Aehle der Vögel statteft Du aus mit herrlichen Liedern, und die junge Menschenbrut ahmt ihnen nach. Wenn wir die Vollkommenheit Deines Ebenbildes erreichen wollen, dann müssen wir bei dem in die Schule gehen, was ursprünglich und unverbildet aus Deiner Hand hervorgegangen ist, — bei der Natur —“

Zubelnd, quellenfrisch kommen die Töne von den Lippen des Kindes, so innig und zart, als singe das Herz selber in tiefem, seligen Frühlingstraum.

Hans Vohrenz scheint es, als dehnen sich die Wände des Schulzimmers in nebelferne, verschwimmende Weiten, als wachse rings um sie her ein Wald von Rosenbüschen, als breite sich zu seinen Füßen eine Wiese, blumenbestickt, maiengrün — und in steilem Fluge steigt eine Lerche empor in die blaue Luft, höher, höher —

„Vohrenz,“ hat sein Kollege Hummel kürzlich zu ihm gesagt. „Vohrenz, Sie sind ein Träumer. Schon Ihr Name bekundet das. Sie haben das „Ohr“ im „Lenz“ —

Das Lied ist zu Ende. Da steht nun die kleine Sängerin vor ihm, mit verschlungenen Händen, und die großen, grauen Augen sehen fragend zu ihm hin.



Das vom deutschen Kaiser entworfene Marine-Gedenkblatt.

Er erhebt sich vom Stuhle und streicht mit der Hand über das seideweiche Blondhaar des Mädchens.

„Hast deine Sache gut gemacht, Leonie. Du hast eine hübsche Stimme. — Und nun, Kinder, wollen wir das Lied noch einmal singen — alle zusammen —“

Von draußen herein tönt das schrille Läuten der Schulglocke. Die Gesangstunde ist aus. —

Zwanzig Jahre sind vergangen. — Hans Lorenz hat den Lehrerberuf längst aufgegeben. Seine weiche, empfängliche Seele hat den Widerwärtigkeiten und Vergnüssen des Amtes keine Wehr zu bieten vermocht. Die Stürme des Neides, der Mißgunst hatten an dem feinen Gespinnst der Rosenheide, die er als Schutzwall um das Land seiner Träume errichtet hatte, gerüttelt, hatten sie zerrissen, zu Boden gebeugt. Da gab's nichts nützliche Rangen unter den Kindern, die ihm die Galle ins Blut jagten, neidische Kollegen, denen seine Art den Schulkindern gegenüber allzu freundschaftlich dünkte, starre Vorgesetzte, die an der natürlichen Fröhlichkeit, an dem Freimut seines lauterer Wesens Anstoß nahmen. Und ihm, der so wenig Ansprüche an das Leben stellte wie irgend einer, der genügsam war und dankbar wie der Vogel auf dem Felde, fiel ein Lotteriegewinn in den Schoß — unverhofft, unerwartet — — denn das Los war ihm von einem leichtsinnigen Kollegen als Erbschaft für erborgtes Geld aufgeschwatzt worden. Seinem bescheidenen Sinn dünkte

das kleine Kapital ein Riesenvermögen. Er nahm tränennassen Abschied von seinen Schulkindern, erwarb sich ein Häuschen mit kleinem Vorgärtchen vor den Toren der Stadt und lebte hier ein stilles, verträumtes Dasein.

Aber eines Tages erwachte mit dem Erinnern die Sehnsucht, — Sehnsucht

nach dem, was ihn einst so hoch beglückt hatte, nach fröhlichem Lied aus jungen, quellsfrischen Kehlen. Und da er mit seinen Schulkindern nicht mehr Gesangstunde halten konnte, richtete er sich eine Kanarienzugabe ein.

Die Vögel, welche aus seiner Zucht stammten, waren bald in weitem Umkreise beliebt und berühmt. Nirgends sonst gab es diese herrlichen Nachtigallenschläger, die in sommerwarmer Maiennacht der Sängerkönigin ihr Lied abgeliefert hatten. Niemand sonst wie Hans Lorenz besaß so feine Kollervögel und Koller. Da gab es Sänger, deren Klingelrolle so zart und fein klang wie ein silbernes Glöckchen, andere, deren Sang in tiefen, weichen Molltönen verhallte. Und lustig sprang das lebensstolle Völkchen von einem Stäbchen auf's andere, und sie blinzelten dem Meister vertraulich zu mit den schwarzen Glasperlenaugen. —

Die Vogelstube war Hans Lorenz' liebster Aufenthalt. Wenn er des Morgens seine kleinen gelben Kerle mit Nahrung versorgt hatte und sie beim Steigen der Sonne ihre Stimmen erhoben, bis um die Mittagstunde alles durcheinanderklang, jedes nach seiner Weise und dennoch im Rhythmus einer gewaltigen Urmelodie, wurde ihm ganz weich um's Herz. Und wie einst in der Schulkunde, so dünkte es ihm auch jetzt, als verschwänden die Wände des Zimmers in lösende Fernen und ein dichtes Rosengebüsch wachse um ihn und die singende Vogelschar, und um die maigrüne Wiese zu seinen Füßen, die voll blühender Blumen war.

Er war unvermählt geblieben. Sein verkümmerter Wuchs, sein weltabgeschiedenes Wesen, das traumhafte Innenleben in ihm hinderten wagemutiges Werben um Frauengunst und Frauenliebe. Ein altes Weiblein, weltfremd und menschenscheu wie er, hielt das kleine Hauswesen in Stand.

Jahraus, jahrein zog eine Schar gutgeschulter Sänger, in Holzkäfigen verpackt, in die Welt hinaus, und sie sangen die



Eine Ansicht vom Ring und dem alten Stadtturm in Hermannstadt.

Vieder, die sie bei ihrem Meister daheim in der Vogelftute gelernt hatten.

Eines Morgens meldete das alte Weiblein ihrem Hausherrn, daß eine Dame ihn zu sprechen begehre, die ein Vögelchen zu kaufen beabsichtige.

Wenn es sich um den Verkauf eines seiner Lieblinge handelte, dann gab's für Hans Vohrenz immer erst einen kurzen Kampf, ehe er sich entschloß, dem Käufer gegenüber zu treten. Das war das einzig Bittere in seinem Leben, daß er seine Vögel gegen Geld eintauschen mußte. Am liebsten hätte er sie umsonst weggegeben, verschenkt zur Freude Anderer. Aber damit wäre sein Hausweiblein, die alte Marie, nimmer einverstanden gewesen. Zum mindesten mußte er doch seine Unkosten bei dem Handel heraus schlagen, darüber wachte sie genau. Und diesmal fühlte sie sich veranlaßt, bei der Meldung noch warnend hinzuzufügen, daß Herr Vohrenz nicht einen allzu niedrigen Preis fordern möge. Die Dame sei so kostbar gekleidet, daß es ihr sicherlich auf ein paar Mark mehr nicht ankommen werde.

„Guten Tag, Herr Vohrenz,“ sagte die Fremde, und streckte ihm eine feine, weiche Hand entgegen. Sein verträumtes Gesicht belebte sich beim Klang der Stimme, als suchte es nach einer langvergebenen Erinnerung. Hoch und schlant stand sie vor ihm, ihn fast um doppelte Kopfeslänge überragend, im blauen Tuchkostüm, auf blonden Haarwellen ein kleines Sammethütchen mit weißem Reiter.

„Leontie Ferber,“ sagte sie lächelnd, um seinem Gedächtnis nachzuhelfen.

„Ach je!“ rief er und streckte die Hände vor, die sie nun noch einmal mit ihren feinen, schlanken Fingern umspannte. Ein altes Bild erstand, zum Greifen deutlich, vor seinem Geiste: das öde Schulzimmer, die singende Mädchenschar. —

„Alle Vögel sind schon da,“ trällerte er



Eine neue Ausstellung russischer Artillerie-Geschosse im Reg. Zeughaufe zu Berlin.

mit dem taktmäßigen Rhythmus vergangener Lehrerjahre.

Sie lächelte leicht. Er war doch eigentlich ganz der alte geblieben. Und doch wieder nicht — er kam ihr verändert vor. Die feinen Züge seines Gesichtes waren noch dieselben, aber die leuchtenden, frischen Farben waren verblühten, — das Haupthaar lockte sich noch wie einst über der Stirn, aber es war von vielen grauen Fäden durchzogen.

„Wie ist's Ihnen immer ergangen?“ forschte er. Als er damals den Schuldienst quittierte, war sie ein Mädel von etwa

zehn Jahren gewesen. Jetzt mochte sie Ende der zwanzig sein.

Sie strich mit der Hand ein kleines Stäubchen fort, das sich auf ihrem Ärmel festgesetzt hatte, und sah zu Boden.

„Eigentlich — gut. Nach der Meinung meiner Mitmenschen sogar sehr gut. Die sehen ja nur die Außenseite des Lebens. Was hier drinnen vorgeht, davon mag niemand etwas wissen —“ Sie legte die Hände auf's Herz.

„Ja — ja —“ sagte er, und seine blauen Märchenaugen sahen sie voll und groß an. Es war ein Blick wie aus tie-



Verwundete bei der Arbeit.

fen Brunnen, die alles in sich widerspiegeln.

Am Tische, den die Futterkisten bedeckten, stand eine Holzbank. Leonie nahm darauf Platz. Hans Vohrenz schaute sich suchend um. Seine Verwirrung wuchs, als er nicht das entdeckte, was er suchte: einen Rohrstuhl. Nur ein Holzschemel stand noch da.

„Wir wollen doch ins Zimmer gehen,“ sagte er und machte ein paar Schritte der Türe zu. Aber Leonie hielt ihn am Ärmel zurück.

„Nein — nein doch. Hier ist's so schön! Da höre ich gleich die Vögel, wie sie singen!“

„Sie wollten sich einen mitnehmen?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete sie. „Nachher suche ich mir einen aus. Vorher aber — ach, wie ist mir das Herz so schwer!“

„Na — na!“ sagte er lächelnd, und sah in das junge, frische, schöne Gesicht mit den großen, klaren Augen.

„Mein Vater starb vor fünf Jahren,“ begann Leonie zerbrochen. „Durch sein Erbteil bin ich vor der Not des Lebens geschützt. Nachdem ich den Hausstand aufgelöst hatte — ich habe nur einige wertvolle Möbelstücke behalten — zog ich zu Verwandten in die Residenz. Die Familie, bei der ich wohnte, lebte auf großem Fuße; es wurden viel Gesellschaften gegeben, Feste, Feste und Theater besucht. Ehe das Trauerjahr noch ganz vorüber war, sah ich mich in das gesellige Treiben hineingezogen. Bei einem Diner lernte ich den Regierungsbaumeister Heiling kennen, — vier Wochen darauf war ich seine Braut.“

Ich liebte ihn über alle Maßen. Er war für mich der Inbegriff des Ideals der Männlichkeit. Hoch und stattlich von Wuchs, ritterlich im Umgang mit Frauen, gewandt und schlagfertig im Verkehr mit seinesgleichen. Man sagte, daß er in seinem Berufe äußerst tüchtig sei und prophezeigte ihm eine glänzende Zukunft.

Von dem Tage an, da ich mich mit ihm verlobte, war mir der Aufenthalt im Hause meiner Verwandten verleidet. Nicht etwa, daß sie offen Front gegen meine Verlobung gemacht hätten — sie hatten ja auch keinen äußeren Grund dazu. Aber ich spürte es im Verhalten eines jeden Einzelnen, daß etwas zwischen uns stand und das frühere gute Einvernehmen untergrub.

Meine Vase Edith — ein schwaches, elendes Ding, im Alter mir fast gleich — lag zu Bett und trankelte, aber mit eigenem Willen Widerstand leistend, wies sie meine angebotene Pflege zurück. Das schmerzte mich um so mehr, als ich in meinem Glücksempfinden den Drang verspürte, zu helfen, zu geben mit beiden, vollen Händen.“

Leonie hielt einen Augenblick inne. Einer der kleinen Sänger hatte seine Stimme erhoben und sang — und das Trillern und Zwitschern der anderen verstummte vor der Süße des Liedes. Aufschend, wie in bewunderndem Staunen hörten alle zu.

Plötzlich, wie ein Hauch, hatte sein Trillern begonnen. Dann schwoll die Stimme

an, und in langgezogenem Bogen ging sie in die tiefere Tonart über; wehmütige, traurig klingende Molltöne folgten, — immer tiefer stieg der Sänger in die unteren Töne hinab.

Leonie lauschte mit verhaltenem Atem. Das Lied des Vogels rührte sie im Innersten der Seele. Es war, als wenn der Sänger ihr Leid verstünde. Tief lullende, rasch hervorgehobene Töne trafen ihr Ohr, und dann, plötzlich, hob der Vogel die Stimme wieder — höher und höher stieg sein Lied, und er jubelte aus voller Kehle in die Welt hinaus, als verkünde er eine große Freude.

„Wie damals ich —“ sagte Leonie lächelnd. „Den muß ich haben —“

„Ja — ja,“ sagte Hans Vohrenz. Und leiser setzte er hinzu, mit einem raschen Blick auf ihre entblößten Hände, die ohne den Schmuck eines Ringes waren:

„Ihr Verlöbniß besteht nicht mehr?“

„Nein,“ sagte Leonie dumpf. „Meine Tante machte seltsame Andeutungen, die mich veranlaßten, um volle Aufklärung zu bitten. So erfuhr ich denn, daß Edith, meine Vase, den Baumeister ebenfalls liebe, daß er sich bereits seit längerer Zeit um sie bewerbe und dann, als er mir begegnete, anderen Sinnes geworden sei. Meine Tante sagte sogar, ich hätte das Glück ihres Kindes zerstört. Ich hatte darauf eine erregte Aussprache mit meinem Verlobten, in deren Folge ich ihm mein Wort zurückgab. Einen Monat später war Edith seine Braut.“

Ich zog von der Familie weg und lebte fortan für mich allein — ganz von der Welt und ihren Freuden abgeschlossen. Gute Bücher, Musizieren und Spaziergänge in der freien Natur erfrachten mich den geselligen Verkehr vollständig. Meine einzige Gesellschaft waren die Vögel, die ich mir im Hause hielt. Ich besaß ein Finkenpärchen, eine Nachtigall, zwei Kanarienvögel, und dann gestellte sich noch eine junge Nebelkrähe dazu.“

„Na — na!“ warf Vohrenz lachend ein. „Das war ja eine gar zahlreiche Familie.“

„Sie bereiteten mir viel Freude,“ sagte Leonie. „Und sie waren alle so zahm geworden — sie kannten mich eben. Namentlich die Krähe, mein Jakob, war mir sehr zugetan. Zu nett war's, wenn er versuchte, den Gesang der anderen nachzuahmen. Alle fraßen mir aus der Hand. — Glauben Sie mir, Herr Vohrenz, die Tiere sind besser als die Menschen, viel besser.“

„Ja — ja,“ sagte Vohrenz gedankenvoll.

Eines Tages war das eine Finkenmännchen entflohen. Acht Tage darauf lag sein Partner tot im Bauer. Dann ging das Kanarienvögelchen ein — das Männchen starb am Biß einer Maus. Die Krähe, die ich in den Garten gesetzt hatte, wurde mir gestohlen — und die Nachtigall hockte sich in einem unbewachten Augenblick die Krone aus dem Nachbarhause.“

„Sie brach plötzlich in Schluchzen aus.“

„Nun — bin — ich — ganz — allein —“

„Ja — ja,“ sagte Vohrenz. „So kann's einem gehen. Bei mir war's auch mal so. Da haben die Mäuse mir die ganze junge Brut weggefressen. Es kann einem leid- tun. Aber, Fräulein Leonie, das darf

Ihnen nicht so nahe gehen. Ein Tier ist kein Mensch. Das ist wie mit den Blumen, ein fortwährendes Gehen und Kommen.“

Und als sie ihn erstaunt, fassungslos anblickte, fuhr er fort: „Ja, ich war auch mal so wie Sie. Da hatte ich mein Herz an's Viehzeug gehängt. Aber wenn Jahr für Jahr neue kommen und die alten fortziehen, dann fällt einem die Binde von den Augen. Dann lernt man tiefer sehen. Man liebt nicht mehr das einzelne Tier, so wie man nicht eine einzelne Blume, ein Blatt am Baume, eine Frucht liebt, man liebt die gesamte Natur; das Werden und Blühen, das Vergehen und Wiederkommen. Und noch weiter geht's, Leonie. Man spürt die Hand, die alles hält, die da gibt und nimmt zur rechten Zeit, — und schließlich bleiben nur zwei — Gott und die Liebe —“

Leonie schwieg eine Weile still. Dann sagte sie:

„Ich muß Ihnen noch zu Ende erzählen. Meine Vase Edith ist verheiratet — aber nicht mit Baumeister Heiling. Kurz nach ihrer Verlobung lernte sie einen jungen Maler kennen, der ihr augenscheinlich noch besser gefiel. Sie ist eben ein verzogenes Geschöpf, dem die Eltern jeden Willen taten. Das rächt sich immer. Sie ist mit dem Maler heimlich — durchgebrannt —“

„Ja — ja!“ sagte Vohrenz und nickte. „Das kommt bei meinen Vögeln auch vor —“

Den Eltern blieb dann nichts weiter übrig, als „ja“ und „Amen“ zu sagen. Heiling reiste fort — er ist viele Monate in New-York gewesen, dann in London. — Jetzt möchte er in die Heimat zurückkehren. Er hat an mich geschrieben, hat mich gebeten, ihm zu verzeihen, zu — verzeihen. Er schreibt, er liebe mich noch immer — Aber ich will nicht! Er hat mir zu weh getan!“ Sie sprang auf. „Und nun, lieber Herr Vohrenz, geben Sie mir den Sänger von vorn. Paden Sie ihn recht gut ein —“

Auch Vohrenz hatte sich erhoben. Aber er ging nicht zu den Regalen herüber, wo die Vogelbauer standen. Reglos hielt er vor Leonie still.

„Nein, Kind. Den Vogel bekommen Sie nicht —“

„Warum nicht?“ fragte sie mit höchstem Befremden.

„Weil Sie keinen Platz für ihn haben. Es wird ein anderer kommen, ein Zugvogel — und die Liebe zu ihm füllt Ihr Herz ganz aus. — Ich gebe meine Vögel nur dorthin, wo Platz im Herzen ist.“

Sie strich ihm bittend über die Hände. „Geben Sie ihn mir doch — er soll's wirklich gut haben.“ —

Da sah sie Vohrenz eindringlich an. „Leonie, wenn uns Gottes Hand ein Glück bietet, und wir achten seiner nicht, dann tut er's nicht zum zweitenmale. Bedenken Sie, was ich sagte: „Gott und die Liebe“ — ja, nun sag' ich noch weiter: „Beide sind Eins“ —“

„Liebel!“ wiederholte sie versunken. „Wo findet man sie?“

„Im eignen Herzen!“ sagte der Vogelhändler schlicht.

Leonie wandte sich von ihm ab und trat zu den gefiederten Sängern. Und sie erkannte plötzlich, daß sie alle reizend waren, ein jeder in seiner Art, jeder ein Teil des Ganzen — alle ein Teil der Natur — und Gott war die Liebe — und die Liebe war überall —

Sie preßte die Hand auf's Herz, das wild zu schlagen begann.

„Ich soll also Heilung schreiben — —“

„Daß er kommen soll — Ja.“

Sie breitete plötzlich die Arme aus, weit, weit — — und ehe Hans Vohrenz wußte, wie ihm geschah, hatte Leonie Fieber ihn umschlungen und einen Kuß auf seine Wange gedrückt.

„Ich danke Ihnen — —“ sagte sie. Ihre Stimme zitterte.

„Schön gut, schön gut!“ sagte er in leichter Verlegenheit und blickte schau zu seinen Vögeln herüber, die mit blanken Augen neugierig umherschauten. Ein Mädchen hatte ihn geküßt —

„Ich komme später noch einmal, und dann hole ich mir doch einen Vogel von Ihnen!“ versprach Leonie schelmisch.

Er zwinkerte mit den Augen. „Ja — ja!“ — „Auf Wiedersehen!“ rief sie. Sie stand schon an der Türe. Unendlich glücklich sah sie aus.

„Auf Wiedersehen, Leonie! und grüßen Sie ihn.“

„Danke!“ jubelte sie zurück. Da war sie auch schon draußen.

Der Vogelhändler schritt an den Regalen entlang, rückte an den Bauern und pfiff dazu. Und was er pfiff, war die Melodie des alten Kinderliedes: „Alle Vögel sind schon da —“ dann blieb er plötzlich stehen.

„Kinder.“ sagte er zu der trillernden, munter auf und nieder hüpfenden Schaar, „nicht wahr, es ist was Schönes um die Liebe?“ —



Die Holzschuher.

Von Malea-Byne.

Der Krieg hat manchem Handwerker und manchem Gewerbe in die Höhe verholfen, die sonst in aller Stille ein dahinsiechendes Leben fristeten.

Wer kannte nicht, um eines zu nennen, das absterbende Gewerbe der Holzschuher, deren Erzeugnisse vielleicht, einer schon überkommenen Sitte pflegend, nur in kleinen Mengen und in wenigen Landesgebieten zur Geltung kamen.

Heute sind die Holzschuhe ein begehrter Artikel geworden, das Leder wird mit jedem Monate kostspieliger und seltener, die Preise für Schuhe steigen ins Unermessliche, da greift wenigstens die Landbevölkerung zu dem Holzschuh zurück.

Mit einem Schlage sind die Meister und Gesellen der Holzschuhmacherzunft mit Arbeit überhäuft und ihre Lebensverhältnisse bessern sich zusehens.

Konnte man sonst in den Städten und Dörfern von Oberhessen und Kurhessen, im Rhöngebirge und im Vogelsgebirge, dann in Bayern, und österreichischerseits

in Steiermark, im Salzburgischen, Tirol und im ganzen Salzammergut, eine Abnahme der Holzschuhträger beobachten, so sehen wir in den langen Kriegsmonaten dieses alte Gewerbe neu belebt.

Den Kindern, denen man in den letzten Jahren verboten hatte, in Holzschuhen in die Schule zu kommen, wird es heute erlaubt, ja man hebt mit allen Mitteln diese altpatriarchalische Industrie, um bei der zunehmenden Lederknappheit den Lederschuhen ein Ersatzprodukt gegenüberzustellen.

In all den Orten, wo der Holzschuhbetrieb zu Hause war, in Fulda, Eschwege, Marburg, Lauterbach, Hersfeld, Alsfeld, und allen übrigen Städten und Dörfern im Vogelsgebirge und in der Rhön, sowie in österreichischen Orten, Salzburg, Steyr, Fühl, Gmund, Altaussee, in Innsbruck und vielen Tiroler Ortsgebietsen, ist eine steigende Nachfrage nach Holzschuhen.

Die Bevölkerung hat sich an die Schwere des Materials so gewöhnt, daß sie ganz leicht und behende in Berg und Tal dahinschreitet und die Kinder laufen damit wie auf leichten Sohlen.

Holzschuhmacher, die sonst zum Bildschnitzen übergingen und allerlei Zier- und Gebrauchsgegenstände verfertigten, mußten, um sich und ihre Familie ernähren zu können, greifen wieder mit Liebe und Verständnis zum Handwerk ihrer Vorfahren zurück. Wieder bilden sie ihre Söhne zu dem gleichen Gewerbe aus, wie zu Zeiten der Väter, wo ein Gewerbe durch Generationen ging und ihren Wohlstand vermehrte.

Ihr verloren geglaubtes Handwerk hat mit einem Male einen neuen Aufschwung erhalten und sie rechnen mit Gewißheit darauf, daß ein Niedergang nun auf weitere Jahre hinaus unmöglich sei.

Durch die notwendige Sparsamkeit, die der Krieg erheischt, kommt auch zu allererst die Landbevölkerung zu ihren Sitten zurück.

Holz ist in den waldbreichen Gegenden immer zu haben und die Haltbarkeit der Holzschuhe ist groß. Da sie den Regen, der in all diesen Gebirgsländern ein häufiger Gast ist, gut abwehren, sind sie für die Erhaltung der Gesundheit vielträglicher als Lederschuhe oder Gummischuhe. Warme, trockene Füße gelten den Modernen geradezu als wichtigstes Gesundheitselement wie den Altvorderen.

Mit der gesteigerten Nachfrage sind auch die Holzschuhe in der letzten Zeit im Preise sehr gestiegen. Sowohl im Salzammergut, in Tirol, Steiermark, als in Bayern, Hessen, Thüringen usw.

Konnte man in früheren Jahren Holzschuhe von 60 Pfennig bis 2 Mark, je nach Material und Größe haben, so steigt jetzt der Preis für die gleichen Artikel von 1,50 Mark bis 4 Mark. In Oesterreich sogar noch höher.

Es gibt auch hier, wie bei den Lederschuhen, Unterschiede in der Materialbehandlung. Das Erlenholz, das, gut getrocknet, kein Wasser durchläßt, gilt als bester Stoff. Sonst wird auch Ahornholz, Linden- und Birkenholz verwendet.

Die kleinen und größeren „Holzschuher“

haben aber nicht nur alle Hände voll zu tun, um die Landbevölkerung vollauf befriedigen zu können, auch militärische Aufträge in größerer Zahl erhalten sie. Man läßt für die Soldaten Holzschuhe anfertigen, die sie zumeist in den Quartieren benötigen, um die teuren Schuhe vor Abnutzung zu bewahren.

In den verlassenen Werkstätten der Holzschuhmacher regt sich neues Leben, die Räume werden zu Klein, die Hilfskräfte zu wenig.

So hebt sich in diesen schweren Zeiten ein altes, fast ausgestorbenes Gewerbe, das aus dem Weltkriege einen Nutzen ziehen wird, der wieder neuen Geschlechtern eine bessere Lebensführung bringen wird.



Brautwerbung in Masuren.

Von S. Meher.



Im Herbst nach der Ernte sind die Brautwerber des Landvolkes in Masuren mit Aufträgen überhäuft, denn sie erfreuen sich als größtenteils zuverlässige, ehrenhafte Leute, großer Popularität. An den Sonntagen pflegen sie ihre Geschäfte zu erledigen. Sie erscheinen im höchsten Staat, suchen sich im Garten einen Kahlkopf und steigen zu Pferde, um das Haus aufzusuchen, in welchem ihr Werbetalent entfaltet werden soll. Unterwegs läßt der Freitwerber den Kahlkopf von seinem Pferde anfressen, und betritt nun erst das Haus der ihm von dem Liebhaber bezeichneten Schönen, wo sein Erscheinen meist freudiges Erstaunen hervorruft. Bald nach der Begrüßung knüpft er ein Gespräch an, um im Verlaufe desselben auf den angefressenen Kahlkopf mit den Worten hinzuweisen: „Es ist eine Biege in unserem Garten gewesen und hat diesen Kahlkopf angefressen, nun habe ich sie gespürt bis hierher und will sie jetzt sehen.“

Sobald diese Worte gesprochen, lächeln alle: wissen sie doch, um was es sich handelt. Die Dorfschöne verschwindet plötzlich, wirft sich in Gala und wird dann wieder herbeigeholt. Auch ihr gegenüber werden die Scherze über den brachidiaten Kahlkopf aufgewärmt. Nimmt sie dann den ihr überreichten Kahlkopf entgegen, so ist die Werbung als angenommen zu betrachten und die Hochzeit wird bald bestimmt. Auch bei dieser spielt der Brautwerber dann eine Rolle.



Sinnspruch.

Zum Licht empor mit klarem Blick,
Ein Vorwärts stets, nie ein Zurück,
Ein kühnes Hoffen, mut'ges Streben,
Und schnelles Handeln auch daneben —
Dann hat das Dasein Zweck und Ziel:
Wer Großes will, erreicht auch viel.

* * *

Ernst und Scherz

Zur Geschichte der Bartkultur. Die älteste Bemerkung über Bartkultur findet sich im 2. Buch Moses 19, 27, wo es heißt: „Ihr sollt euren Bart nicht gar abschneiden.“ — Die alten indischen Philosophen, die man Gymnosophisten nannte, trugen als Zeichen ihrer Weisheit sehr lange Bärte. — Die Ägypter und Perser brühten sich mit ihren langen Bärten und Chrysostomus berichtet, daß die persischen Könige ihre Bärte mit Gold durchflochten. — Die Sinesen hatten ebenfalls viel auf lange Bärte und da die Natur sie in dieser Hinsicht sehr stiefmütterlich bedachte, trugen sie häufig falsche. — Alexander ließ die Bärte der macedonischen Soldaten abschneiden, damit die Feinde in der Schlacht sie nicht daran fassen könnten. — Die Römer ließen sich erst 454 nach Erbauung Roms den Bart scheeren. — Hadrian war der erste Kaiser, der ihn wachsen ließ. — Die Longobarden verdanken ihren Namen der Länge ihrer Bärte. — Die Merowinger pflegten die Bärte gleichfalls mit vieler Sorgfalt. — Die alten Briten trugen nur Schnurrbärte. — Die Angelsachsen trugen Bärte. — Die Normannen aber, die den Bart abnahmen, zwangen ihre englischen Untertanen, desgleichen zu tun. Viele wanderten darum aus.

Heilmittel der kanadischen Indianer. Viel ist schon gesagt worden über die Kenntnisse, welche die Indianerweiber von einfachen Heilmitteln besitzen; sie sind tatsächlich sehr geschickt in Bereitung von Abkochungen und Umschlägen von verschiedenen Bäumen und Sträuchern, deren arzneiliche Eigenschaften auch der Wissenschaft bekannt sind. So wird aus der Rinde einer Weidenart ein Mittel be-

reitet, das Blutungen stillt und Wunden schnell heilt. Ueber die Wirksamkeit dieser indianischen Mittel werden auffallende Dinge berichtet. Ein forschender Botaniker war durch zufälliges Vorübergehen seines Gewehrs am Daumen verletzt worden, hatte jedoch Tage lang nichts anderes für die Wunde zur Verfügung, als Wasser, so daß der Daumen sich stark entzündete und ihm starke Schmerzen verursachte. Eines Tages traf er auf ein Lager von Sioux-Indianern, wo eine Frau seine Verletzung sah und ihm eine misige-

dem die Decke nach einer Weile abgenommen war, enthielt das Gefäß keine weiße, sondern eine rote Flüssigkeit. Mit einem Vertrauen, das man selten bei Patienten findet, trank der Kranke diese, fiel darauf in einen tiefen Schlaf und genas. Es mag vielleicht in der Heilkunst der Indianer manches uns noch nicht Bekanntes verborgen sein, aber diejenigen Wurzeln und Kräuter, die man bisher in den Hütten der Medizinmänner auffand, sind gewöhnlich solche, welche die Heilwissenschaft schon kennt.

Der Fischfang bei den Eskimos. Sobald der Eskimo auf den Fischfang ausgeht, schlägt er in der Richtung von Norden nach Süden zwei Löcher in das Eis, jedes etwa dreiviertel Fuß im Durchmesser und sechs Fuß von einander entfernt. Dann wird das erstere vor der Sonne mit einem vier Fuß hohen Schneewall bedeckt, der in einem Halbkreis um den südlichen Ring der Oeffnung läuft. Das Loch gegen Süden erhält auf seiner nördlichen Seite einen ähnlichen Damm, der so aufgeführt ist, daß er die Sonnenstrahlen in die Oeffnung zurückwirft. Jetzt legt der Eskimo sich nieder, mit dem Gesicht an das Loch gegen Norden, in welchem das Wasser, durch die in die andere Oeffnung hineinfallenden Sonnenstrahlen erhellt wird. In seiner linken Hand eine rote Schnur bewegend, wodurch die Fische herbeigelockt werden, hält er in seiner rechten eine Lanze, um dieselben zu speien, sobald sie sich nähern. Welch! Not, welche Zufälle mögen nicht obgewaltet haben, bevor der Eskimo diese Art des Fischfangs ausfindig gemacht?



Rätsel-Ecke

Verwandlungsrätsel.

Von Dr. Strube.

Wie gelangt man von Kiel nach Pola über 2 Stationen?

Es ist jedesmal ein Buchstabe zu ändern und eine Umstellung vorzunehmen.

Krebstworträtsel.

Von Dr. Strube.

Dies ein indisch Königreich verlehrt, Ist's ein Futtermittel stark begehrt.

Reimfärrätsel.

Du lachst am Abend, wie am Morgen, Obgleich du doch von Bump nur lebst, Nicht ehrlich zu bezahlen strebst, Wie ordentliche Leute. Ich hab' bemerkt es heute, Wie heimlich du zum Freund gehuscht Und glaubst, dein Tun sei nun vertuscht, Glaub's nicht, mir schafft es Qual und Sorgen, Magst du noch so u-u-u

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer: der zweisilbigen Scharade: **Glücksstiz**; der viersilbigen Scharade: **Feuerzange**.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Hering, Berlin.

Verlag: Hering & Fahrenholtz G. m. b. H., Berlin SO, 16.

Vorposten.

„He, du unten! Was freust du dich denn so?“ — „Weil i' alleweil mit den „höchsten“ militärischen Stellen zusammen arbeiten darf.“

Scherz-Zusammensetz-Aufgabe.



Aus den hier abgebildeten Gegenständen soll das Gesicht des Besitzers zusammengesetzt werden.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Flüssigkeit brachte, die er bei Eintreten der Schmerzen aufstreichen sollte. Schon bei der ersten Anwendung wurde der Schmerz gehoben und in wenigen Tagen war die Wunde vollständig geheilt. Ein anderes Beispiel beobachtete ein Polizeilergeant bei einem Kranken, auf den alle Opium- und sonstigen Mittel keine Wirkung hatten, und den der indianische Medizinmann in die Kur nahm. Abgesehen davon, daß dieser eine wirklich gute Medizinsubstanz besessen haben muß, machte er bei Anwendung derselben viel Fokusfokus. Er ließ sich ein Gefäß reichen und goß in dieses eine weiße Flüssigkeit, die er zusammengekocht hatte. Dann bedeckte er es mit einem Felle, bohrte Löcher in dieses, formte unter Beschränkungen aus Büffelhaaren einige Kügelchen und ließ diese durch die Löcher im Felle in die Flüssigkeit fallen. Nach-